

Zinzendorfs Aufnahme in der Schweiz

Autor(en): Jakob Keller
Quelle: Basler Jahrbuch
Jahr: 1888

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/69aa227a-fb1e-42ab-a98f-2c598f9ba5af>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>



Binzendorfs Aufnahme in der Schweiz.

Ein Beitrag zur Kirchen- und Litteraturgeschichte.

Von J. Keller.



Der religiöse Gewinn, den die deutsche Reformation auf die zunächst folgenden Geschlechter vererbt hat, ist von den theologischen Anführern derselben für die evangelische Kirche in bestimmten Formeln ausgeprägt worden, welche von den ersten Urkunden des Christenthums dadurch sich unterscheiden, daß sie dem Einzelnen eine gewisse freie, durch sein Individuum geforderte Bewegung unmöglich machten. Allen war das religiöse Denken auch in seinem Prozeß vorgeschrieben, und das Fühlen vollzog sich während der ersten hundertundfünfzig Jahre nicht minder auf dem Boden der Bekenntnißschriften. Mit dem Beginne des achtzehnten Jahrhunderts jedoch wurde nach und nach ein emanzipatorisches Streben spürbar; hier wog mehr das verstandesmäßige, dort das praktische, im Leben bethätigte Interesse an herzlicher Frömmigkeit vor. Die philosophische Richtung mündete schließlich im Atheismus, Deismus oder einem Christenthum, wie der gesunde Menschenverstand es jederzeit auf eigene Faust zu konstruieren im Stande ist; die sogenannte pietistische,

welche mit viel einfacherem Rüstzeug sich Wohnungen baute, betonte das eigenthümlich Christliche, die Persönlichkeit des Menschensohnes, so sehr, daß die zwischeninne treibende Kirche oft starke Anwandlungen spürte, hüben und drüben Kezerei zu konstatieren und ihrerseits um so mehr an den Wortlaut der Bekenntnißformeln sich halten zu müssen glaubte, als die Parteien links und rechts nur zu oft ihre besonderen Glaubensmeinungen aus der Bibel zu schöpfen vorgaben. Es klingt wie ein kleinlautes Zugeständniß, wenn der rechtgläubige Basler Theologe Samuel Werenfels der letzteren Erkenntnißquelle das Zeugniß ausstellte:

Von Gott gemacht ist dieses Buch,
 Daß Jeder seine Lehr' drin such',
 Und so gemacht, daß Jedermann
 Auch seine Lehr drin finden kann.

Der Graf von Zinzendorf gehörte zu denen, welche ganz nahe bei dem Vermittler der Offenbarung ihr Plätzchen suchten und keinerlei Trieb in sich fühlten, das Gold ihrer dafelbst gewonnenen Empfindungen in dem kalten Feuer der zeitgenössischen Philosophie zu läutern, oder es an dem harten Proberstein der kirchlich sanktionierten Bekenntnißschriften ernstlich zu prüfen. Seinem eigentlichen Wesen nach stand er, was die Zeitgenossen sofort bemerkten, auf Seiten des Pietismus, wie denn der eine Vater desselben sein leiblicher Pathe war, während der andere geistig unmittelbar auf ihn einwirkte, als er zu Halle dem Pädagogium angehörte.

Dem Pietismus ist die Lust eigen, Gleichgesinnte eng an einander zu schließen. Das kommt daher, daß seine Befenner das Bewußtsein hegen, sie hangen mit der sichtbaren Kirche doch nicht mehr fest zusammen. Der sächsische Graf zählte noch keine fünfzehn, vielleicht erst zwölf Jahre, als er in Halle be-

reits einen Orden stiftete, dessen Abzweckung mit den gewöhnlichen schwärmerisch-planlosen Schülerfreundschaften wenig Verwandtes besaß, indem darin nichts geringeres, als die Befeh- rung der Heiden in Aussicht genommen war. Mitglied dieses Bundes war neben Zinzendorf der junge Berner Patrizier Friedrich von Wattenwyl, welcher in der Folge den herrnhutischen Bestrebungen auf Schweizerboden einen dauern- den Ausgangspunkt gewährte, wie der Graf ihn zeitlebens auch als einen Theil seines Herzens und seiner Hoffnung in der Welt betrachtete.

Etwa sieben Jahre nach der Gründung jenes „Sensforn- ordens“ übernahm Zinzendorf von seiner Großmutter ein Herrschaftsgut in der Oberlausitz und lud fast gleichzeitig die letzten Ueberreste der mährischen Brüder ein, auf seinem Gebiete sich anzusiedeln. Es entstand die religiöse Kolonie Herrnhut. Der Graf belebte mit seinem Eifer für das Haus Gottes die vielfältig zusammengestückte Gemeinde, so daß sich allmählig in der Form herzlicher Frömmigkeit ein ziemlich bestimmt ausgeprägtes Christenthum von erstaunlicher Expan- sionskraft ausbildete. Unter dem Ausschuf derer, welche in diesem Sinn wirksam werden wollten, findet sich abermals der genannte Herr von Wattenwyl. Die Mission in der Nähe und Ferne nahm ihren Anfang. Obenan stand als ordnender Geist überall der Graf, der zur besseren Ausbreitung seiner Ideen später auch in den geistlichen Stand trat und damit der Thatsache unzweideutigen Ausdruck gab, er begehre nichts we- niger, als zur evangelischen Kirche in Gegensatz sich zu stellen. Hielt er selber auch tren zum Lutherthum, wie es in der Augs- burger Confession seine Ausprägung gefunden, so wich er doch freundlichen Beziehungen zu reformierten und katholischen Chri- sten niemals aus. Schon hatte er in den meisten Ländern

germanischer Zunge Anknüpfungspunkte gefunden, als der sächsische König ihn als einen gefährlichen Irrlehrer des Landes verwies. Die üble Nachrede wuchs. Nun schlug er bis auf weiteres seinen Wohnsitz in der Wetterau auf, wo er aus der Weite und Nähe von Herrnhutern Besuch erhielt. Aber auch hier ließ sein apostolischer Eifer ihm keine Ruhe. In Frankfurt stellte er das Licht auf den Scheffel; auf dem Schlosse Marienborn hielt er 1736 über seine Getreuen Heerschau: es war die erste Generalsynode der Brüder. Am Main und Rhein nannten ihn bald eine Menge von stillfrommen Leuten ihren geistlichen Freund und Berather. Was er gepflanzt, wurde begossen und gepflegt durch tüchtige Männer; die Saat blühte fröhlich auf, während der Graf in Preußen, in Holland, auf dem Boden Britanniens, im fernen Westindien bereits gegründete Gemeinden besuchte und zu neuen Eroberungen wohlgeignete Anstalten traf.

Damals zuerst tauchen auch in der Schweiz herrnhutische Gesinnungsgeoffen auf. Nirgends mit größerer Freimüthigkeit und mehr Erfolg als in den rhätischen Bergen. Der Graf hatte vor seiner Reise nach Westindien (1739) Friedrich Wilhelm I. zur Ueberzeugung gebracht, „der Teufel aus der Hölle könne nicht ärger lügen, als die Gegner Herrnhuts“, und darauf in Berlin unter ungeheurem Zulauf seine apostolische Predigt erschallen lassen. Diese Vorträge waren gedruckt worden, und ein Zürcher Professor sandte sie an den Antistes Wille in Chur, um abzuschrecken. Allein der Eindruck war dort ein entgegengesetzter. Ein großer Theil des einheimischen Adels und nicht minder der reformierten Geistlichkeit schlugen sich auf die Seite Zinzendorfs. Im Jahre 1749 wurde von der Synode zu Glanz der erste Versuch gemacht, die neue Lehre als unevangelisch zu verdammen: es war umsonst, schon zählte sie

die meisten Pfarrer zu den Ihrigen. Die hervorragenden Familien der Sprecher, Planta und Salis nahmen sie um die Wette in Schutz. Bald erschienen auch Sendboten von Herrnhut, um die Brüder zu stärken, unter ihnen der Verfasser der alten und neuen Brüderhistorie, David Cranz, welcher seine Erlebnisse auf der Reise beschrieben hat. Manches Trübe hatte sich allerdings auch unter diesen nüchternen Bergleuten bereits der religiösen Strömung beigeimischt, ein Umstand, welchen die Gegner gewissenhaft benutzten, um bei passender Gelegenheit von neuem Sturm zu laufen. Erst nach dem Tode Zinzendorfs (1760) lächelte ihnen bei derartigen Bemühungen größeres Glück; den Herrnhutern den Kanton gänzlich zu verschließen, gelang ihnen nie. Auf keinen Stand der gesammten schweizerischen Eidgenossenschaft setzte die Brüdergemeinde schönere Hoffnungen, und die besten jener Alpenländer standen hinwieder in Bekenntniß, Geduld und Leben zu der Muttergemeinde am Hutberg. Ein Sprößling der Bündnerfamilie von Albertini, Johann Baptist, ist in der Folge durch seine naturhistorischen Kenntnisse, seine ausgezeichneten dichterischen Talente und seine bischöfliche Tugend eine Zier der Herrnhuter geworden.

Vielleicht noch vor Graubünden hatte Schaffhausen eine kleine Brüdergemeinde. Dem Entstehen einer solchen war durch erschreckend lässige Besorgung des Hirtenamts von Seiten mancher Geistlichen Vorschub geleistet worden. Die betrachteten sich lediglich als Kanzelpfarrer und gingen recht eigentlich darauf aus, im Leben von anderen Leuten sich nicht zu unterscheiden. Vermieden sie es so, als Exempel sich darzustellen, dann konnte es nicht fehlen, daß ihr Exempel im schlimmsten Sinne wirksam wurde. Einen Gegensatz zu solchem segenlosen Gebahren bildete Johann Georg Hurter, den man mit gutem Recht einen kleinen August Hermann Francke genannt

hat. Um ihn scharten sich die dortigen Pietisten; in den Reihen dieser fanden die Herrnhuter ihre ersten Gefinnungs-genossen. Die Oberbehörden waren von der tiefgehenden Bewegung der Gemüther wenig erbaut und suchten sie durch Gewaltmaßregeln aufzuhalten. Als Zinzendorf 1740 persönlich in der Stadt erschien, sah er sich durch Auslauerer behindert und setzte den Fuß bald weiter. Die wenig umfangreiche Gemeinde konnte sich befestigen, trotzdem der Rückhalt, den sie in vornehmen Familien gefunden, ihr durch die Widersacher entzogen ward. Zwei Oberstpfarrer waren im Geheimen ihr zugethan; der eine derselben sprach der Genossenschaft mit solcher Entschiedenheit rein evangelischen Charakter zu, daß sein Gewissen es ihm erlaubte, unter der Hand ihr Bischof zu sein.

Von Schaffhausen ist herrnhutischer Einfluß nach Stein am Rhein, welche Stadt damals unter dem Schirm und der Oberhoheit von Zürich stand, ausgegangen. Schon 1739 wurde man an letzterer Stelle von der Thätigkeit zweier Brüderapostel zu Stein in Kenntniß gesetzt. Die beiden seien daselbst von hervorragender Seite zuvorkommend empfangen worden, und der Stadtpfarrer neige dergestalt ihrem Wesen zu, daß er einem derselben für eine Predigt die Kanzel zu überlassen gedente. Man erkundigte sich weiter nach dem eigentlichen Kern der eingewanderten Lehre; es hieß: die Herrnhuter gestatteten den Zutritt zum Heiland auch solchen, die noch nicht völlig bekehrt wären. Schon hätten angesehene Bürger in Stein ihre Söhne nach Herrnhut geschickt, um an der rechten Quelle zu schöpfen. Die Bevölkerung der Stadt sei gespalten, an der Spitze der Gegner Zinzendorfs befinde sich der städtische Diaconus. Zürich verfuhr nach hergebrachter Klugheit gelinde, vermahnte die Geistlichen der Landeskirche zum Frieden, beschränkte die Privatkonventikel auf den Sonntag und verordnete, dieselben sollten in

der Kirche oder im Pfarrhof abgehalten werden. Der Antistes an der Limmat hatte die Ansicht ausgesprochen: man solle über dergleichen Dinge nicht sofort erschrecken, die Pfarrer sich vielmehr zu treuer Pflichterfüllung antreiben lassen. Man möge sich vor lieblosem und übereilem Urtheil in Acht nehmen; durch die eitle Neugier und blinde Zuneigung zu solchen Leuten, die man sofort zu Propheten stempelt, könne dem Lehramt und der Kirche ein wesentlicher Schaden entstehen. Als die Ruhe zu Stein gleichwohl nicht zurückkehrte, und auch gewöhnliche Bürger und sogar Frauen in den Versammlungen das Wort ergriffen, wurden strengere Vorkehrungen angeordnet. Die Wirkung blieb nicht aus: der Ortsgeistliche und der Stadtschreiber nahmen sich jetzt offen der Herrnhuter an und klagten laut über religiösen Zwang. Zürich ward auch dadurch nicht zu unüberlegten Schritten veranlaßt. Zwar durften die Herrnhuter keine öffentlichen Versammlungen mehr abhalten und der Pfarrer wurde mit einer ernstlichen Rüge bedacht, weil er bei jenen sonntäglichen Konventikeln unevangelische Neuerungen geduldet habe. Zu polizeilichem Einschreiten fand man um so weniger Grund, als mittlerweile in der Landeshauptstadt selber Gelegenheit sich bot, von der Ungefährlichkeit der Anhängerschaft Zinzendorfs Kenntniß zu nehmen.

Schon 1735 hatte der Graf Zürich „im Segen besucht“: es war also bereits eine gewisse Zahl von Glaubensbrüdern daselbst vorhanden. Diese Leute hielten sich an ehrenwerthe Pfarrer der Stadt und besuchten gewissenhaft den öffentlichen Gottesdienst. Daneben erbauten sie einander in ihrer besonderen Weise, ohne mehr Anstoß zu erregen, als mit solchen eigenartigen Erscheinungen je und je verbunden ist. Abgesandte von Herrnhut, so Christian David, das alte Haupt der mährischen Colonie in Berthelsdorf, und der Reise-

prediger David Nitschmann, andererseits der ausgesprochene Vertreter der schweizerischen Brüdergemeinde, Friedrich von Wattenwyl, vermittelten den Verkehr zwischen Zürich und der sächsischen Mutterstätte und anderen Ablegern. Ab und zu sah sich die Vorsteherschaft der Zürcher Kirche in der Folge veranlaßt, ausgesprochen sektiererischen Anläufen innerhalb der Erweckten durch Ausweisung der jeweiligen Häupter entgegen zu treten. Eigentliche Versuche, die Herrnhuter förmlich aus den Mauern zu vertreiben, scheinen von dieser Seite nicht gemacht worden zu sein. Die kleine Gemeinde in der Zwinglistadt hat denn bis auf den heutigen Tag, Niemand zum Schaden und Vielen zum Segen, sich forterhalten.

Ararau, damals eine Municipalstadt Berns, hat ziemlich frühe mit der Sache Zinzendorfs Fühlung bekommen. Als der Graf 1757 in Montmirail weilte, erhielt er Besuche aus sämtlichen reformierten Kantonen der Schweiz; Graubünden, Zürich, Ararau, Basel, Mümpelgard, Bern und Genf werden namentlich erwähnt. Auf der Heimkehr sprach er bei den Freunden in Ararau persönlich vor; ein Herr Hunziker im Schlobli gab ihm Herberge. Hier fanden Glaubensangehörige sich ein aus Lenzburg, vom Schloß Hallmühl und aus Chur, welches auch in der Folge mit Ararau herrnhuterische Verbindungen unterhielt. Im Ruederthal, auf Schloß Liebegg, zu Erlinsbach hat Zinzendorf Anhänger bekommen. Auch im aargauer Jura weiß die Ueberlieferung noch manches von schlichtfrommen, anspruchlosen Menschen zu erzählen, welche vor Zeiten dort lebten als Mitglieder der Brüdergemeinde.

Ist auch eine unmittelbare Berührung der Herrnhuter mit Albrecht von Haller nicht bestimmt nachgewiesen, so doch unzweifelhaft der Zusammenhang mit dem geistesmächtigen

Pfarrer von Amsoldingen, Samuel Luz. Auf seiner dritten Schweizerreise besuchte der Graf den bejahrten Mann, der damals noch in Diesbach wirkte und ihm schon lange besonders zugethan war. Ueberall, wo der Pietismus die von der starren, staatskirchlichen Rechtgläubigkeit abgestoßenen Gemüther um sich versammelt hatte, fand Zinzendorf Zutritt und Beifall. „Wenn ich irgendwo,“ pflegte er zu sagen, „unter eine Religion komme und ich finde einen Menschen, der sich nach seinem Schöpfer und Heiland sehnet, so ist meine Seele gleich voller Respekt und Ehrerbietung. Ich bete an für das Herz, den Knecht oder die Magd, Jesu Christi, wo es sitzt, wie es auch heißt.“ Und solcher Herzen gab es damals in den deutschen und welschen Landen des Kanton Berns viele. 1743 sah sich die Landesobrigkeit im Fall, „Herrnhuter Traktätlein“ zu verbieten.

Ihm am nächsten von allen Bernern, standen sein Herzensfreund und ältester Bekannter Friedrich von Wattenwyl, der Besitzer von Montmirail, dessen Bruder Nicolaus, im fernern Friedrichs Sohn Johann von Wattenwyl, seit 1746 der Gemahl von des Grafen Tochter Henriette Benigna Justina. Der erstgenannte hat wenige Jahre nach seines Jugendfreundes Hingang auf seinem Landgut an der Zihl eine herrnhutische Erziehungsanstalt für Mädchen gegründet, an die sich bald auch eine Heimstätte für ältere Frauen schloß; der letztere trat von 1760 an in die amtlichen Fußstapfen seines Schwiegervaters zu Herrnhut.

Ueber das erste Auftreten Zinzendorfs und seiner Ideen in Basel fließen die Quellen verhältnißmäßig viel reicher als für jeden andern Schweizerkanton. Ein bekannter Kirchengeschichtler unserer Tage hat aus den Akten mancherlei Thatfachen zu einem allgemeinen Bilde zusammengestellt, von dessen

einzelnen Zügen auch hier der eine und andre Verwendung finden soll; ein zeitgenössischer Journalist ist für alles Gemeine und Gehässige, was sich wider den Grafen und seine Anhänger zusammentreiben ließ, in seinem Wochenblatte zugänglich gewesen; ein junger Staatsmann endlich, eine philosophische Gelehrtennatur, hat über den Eindruck, den die seltsame Erscheinung des geistlichen Politikus auf ihn gemacht, in Treuen und fern von jedweder Parteinahme zuhanden seines Tagebuches und seines Freundes Bericht erstattet.

Aus ähnlichen Voraussetzungen wie in Deutschland ist auf dem Boden der Schweiz im Anfang des vorigen Jahrhunderts der Pietismus erwachsen. Auch bei uns fehlen die Wasserschoffe und giftigen Schmarozergewächse an dem ursprünglich gesunden Baume keineswegs. Die Vorsteher der Basler Landeskirche hatten wohl Recht, wenn sie 1722 der Obrigkeit empfahlen, bei der Beurtheilung der religiösen Wirren die Geister zu prüfen, „behutsam und fürsichtig und mit gebührender Moderation dergleichen Geschäfte zu traktieren, damit nicht das Gute mit dem Bösen abgeschafft und ausgerottet werde.“ Derjenige, welcher in der Landschaft, anfangs zu Waldenburg, dann zu Muttenz den Pietismus verbreitete, Hieronymus Annoni, war jedenfalls ein höchst achtungswerther Mann. Der hielt neben dem ordentlichen Gottesdienst in der Kirche abendliche Privatversammlungen in seinem Hause; da wurde die Bibel neuen Testaments erklärt, gebetet und gesungen. Die öffentliche Ruhe erlitt dadurch keinerlei Störung, der Landmann besorgte nach wie vor seine Haus- und Feldgeschäfte; von sektiererischem Treiben war nichts zu merken, und wenn aus anderen Gemeinden oder gar aus der Hauptstadt etwa am Sonntag kleinere oder größere Trüpplein von Menschen zu Fuß und zu Pferd nach Muttenz zum Pfarrer Annoni

pilgerten, so geschah dies in aller Zucht und Ehrbarkeit und gewiß in Folge eines frommen persönlichen Bedürfnisses, welchem die gewöhnlichen Ortsgeistlichen nicht zu genügen im Stande waren. Annoni hatte viele Posamenter unter seinen Zuhörern, die ihren Lebensunterhalt an der Seide verdienten, welche sie von den reichen Fabrikanten, den sogenannten „Bändelherren“ in Basel, zur Verarbeitung auf dem Webstuhl erhielten: daraus nahm er Anlaß, in einem seiner geistlichen Lieder ¹⁾ den Heiland als „Bändelherrn“ zu besingen. Johann Jakob Spreng, der gekrönte kaiserliche Poet und bekehrungseifrige Pfarrer der Universitätsstadt, fand eine derartige Applikation nicht so fast originell als geschmacklos, ohne zu bedenken, daß alle religiöse Einwirkung an der Vorstellungswelt der Hörer anknüpfen muß, wie er ja aus den von ihm übersetzten Psalmen und den Gleichnissen des neuen Testaments satzsam hätte lernen können. Ohne Zweifel war jener gelehrte und sonst nicht unverdiente, aber allerdings „tief ungeistliche“ Mann auch völlig einverstanden, als seine Kollegen, die Stadtgeistlichen, über dem „Geläuf und Besuch“ in Muttens, „als an etwas Unanständigem und dem wahren Christenthum Zuwiderlaufendem“ Anstoß nahmen und den Beschluß faßten, dagegen nachdrucksam einzuschreiten. Um so weniger fällt in diesen Verdacht der alte „große“ Samuel Werenfels, damals eine wissenschaftliche Zierde der Hochschule und wegen seiner weitherzigen Milde bei vielen ebenso geliebt, wie bei anderen übel angeschrieben und geradezu im Geruch unächter Rechtgläubigkeit stehend. Der wollte die Probe der reinen Lehre durch ein reines Leben bewahrheitet sehen, und weil ihm unter den Pie-

¹⁾ Wieder abgedruckt in: Hieronymus Annoni. Ein Abriß seines Lebens sammt einer Auswahl seiner Lieder, bearbeitet von Ch. F. Riggensbach. Basel 1870. S 149. f.

tisten mehrfach sehr brave Menschen begegnet waren, mochte er es nicht leiden, daß manche die ganze Bewegung als Heuchelei brandmarkten und in solchen Verdammungsurtheilen der christlichen Liebe völlig vergaßen. Er verlieh seinem Unmuth darüber etwa in scharfen Epigrammen Ausdruck. Eines derselben, aus der ursprünglich lateinischen Fassung ins Deutsche übersetzt, mag hier seinen Platz finden:

Kupfe die Frömmler nach Noten, doch laß mich bescheidenlich fragen:
Steht der Fromme bei dir wirklich in besserer Gunst?

Mit ihm und dessen Verehrer Annoni unterhielt Zinzendorf fortwährend freundliche Beziehungen; sein zweimaliger Aufenthalt in Basel (1720 und 1735) mochte dazu die Veranlassung gegeben haben; als der erstere im dreiundachtzigsten Lebensjahre schied, rief der Graf ihm bewegten Herzens in's Grab nach:

Wo ist des großen Gamaliels,
Des Doctor Samuel Werenfels
Abgelegte Hülle?
Wo ruht's Gebeine?
Sagt mir's, damit ich drüber weine
Vor seinem Volk!
Werenfels gehet und Osterwald,
Munter und freudig, wird gleichwohl alt;
Wenn nun der auch hingehet,
Wo sind die Alten,
Die überm Lamm noch steif gehalten?
Ahrjeeleis.

Ende 1739 hatte zu Basel sich eine Brüdergemeinde organisiert; ein Abgeordneter aus Sachsen, Namens Piefer, war dabei thätig gewesen, vielleicht auch der Graf selber. Im Dezember desselben Jahres hatte dieser mit einigen Begleitern, darunter F. von Wattenwyl, auf der Durchreise sich ganz

kurze Zeit in der Stadt aufgehalten, um über Bern nach Montmirail zu gehen. Auf ihrem Rückwege im Januar 1740 fanden sie daselbst „eine schöne Anzahl verbundener Seelen, unter welchen eine mächtige Gnade waltete“. Werenfels, der bald darauf starb, erklärte noch auf seinem Todbett, es sei unrecht gewesen, daß man dem Bischof der Brüdergemeinde nicht eine Predigt im Münster angetragen habe.

Von da an wurde die Stimmung der Basler Geistlichkeit gegenüber den Herrnhutern mehr und mehr unfreundlich. Man warnte die Kandidaten, welche verdächtig waren, als hielten sie zu jenen; fremde Prediger durften von keinem Bürger mehr beherbergt werden, herrnhuterisch gesinnte Schullehrer verloren ihr Amt, und als ein Bischof der Brüder von Marienborn aus bei der Obrigkeit brieflich um Schutz für die Freunde der Gemeinde einkam, ließ man, auf den Rath der Landesgeistlichkeit hin, das Schreiben unbeantwortet. Auch die persönliche Anwesenheit des Grafen (1741) hatte die Lage nicht günstiger zu gestalten vermocht. Im Jahre 1749 kam der Sturm endlich zum offenen Ausbruch.

Pfarrer und Professor J. J. Spreng mochte, als er den fünfziger Jahren sich näherte, auf die von ihm ehemals gehegte Hoffnung, „als erster deutscher Schwan, den Tellens Land erzeugt“, in Basel und auswärts bewundert zu werden, wohl so gut als verzichtet haben. Er wandte sich damals der Zeitungsschreiberei zu und gab 1749 eine moralische Wochenschrift heraus, welche, an deutsche und englische Muster gelehnt, alle erdenklichen Sachen des Tages in den Kreis einer grinsenden und witzelnden Besprechung zog. Auch für schweizerischen Patriotismus legte dieser „Eidsgenosß“ hin und wieder eine allerdings ziemlich stumpfe und hohle Lanze ein; sonst blieb er innerhalb der guten Stadt Basel.

Der „Eidsgenos“ nun ließ sich gleich im Februar von einem „N. N.“ erinnern, er habe versprochen, „einmal die Mucker in ihrer Blöße aufzuführen“. Das sei, meinte N. N., „ein Bölklein, welches eigentlich von deinem Satyr soll in Zucht genommen werden und nicht von wichtigen Gottesgelehrten, durch deren ernsthafte und väterliche Zusprüche¹⁾ der Hochmuth dieser Kirchenspötter nur gekitzelt und unerträglich wird. Das ist zu viel Ehre für Zions und Kanaans Zigeuner. In das Tollhaus mit ihnen! Und ist der Raum zu enge, so mache du sie lächerlich und stäupe sie mit Verachtung!“ N. N. eröffnete alsogleich den Reigen mit einem Ausfall auf die Weiber. Er selber habe eine muckerische Ehefrau, die ihn mit ihrem Schwärmen um Nahrung und Ehre bringe. Da sei schleunige Hilfe Noth, wenn er vor Unmuth nicht gar vergehen solle! Und nun eine Beschreibung des Familienlebens: die Frau besuche selten mehr den öffentlichen Gottesdienst, „damit sie durch öftere Anhörung verständlicher und erbaulicher Predigten vernünftiger denken und reden lerne. Das theure Ewangelein herrscht in ihrem Seelelein.“ Sie schütze vor, im „gesäßlichen“ (landeskirchlichen) Gottesdienste „speise man sie nur mit Träbern und tödte sie mit dem Buchstaben; die Kanzelredner seien keine Wundenpfarrer, noch Bluttetprediger; sie mangeln des wahren Lichtes und glauben selbst nichts von dem, was sie lehren; sie schreyen nur um

¹⁾ Worauf J. J. Spreng sich so gut verstand, daß die Obrigkeit zu dem Geschäft ihn mehrfach beauftragte. Er habe „in Liebe, Demuth und sehr verständig mit ihm geredet“, „alle ersinnliche Mühe angewendet“, um ihn zum „baslerischen Glaubensbekenntniß“ zu bekehren u. s. f. — so bezeugt der frühere Separatist Johann Ulrich Neville in seinem Widerruf (August 1754). Der Wortlaut dieser Aktenstücke findet sich in den Zürcher „Monatlichen Nachrichten“ vom November 1754.

den Lohn.“ Die Haushaltung ordentlich zu besorgen, falle der Frau gar nicht mehr ein: „bald esse ich nichts, bald un-
 gefalzen, bald verbrannt, bald auch ärger.“ Das einzige
 Söhnlein des Hauses besorge sie schlecht, habe es schreien
 lassen, bis es einen Leibscha den bekommen, und das Kind
 lediglich den „Erbmarschallen der Gnadenkinder“ d. h. den
 Engeln empfohlen. Dagegen versäume sie bald kein „Vierte-
 stündlein oder Stündlein (gewöhnlicher Name, den die Seelen-
 schwestern ihren Versammlungen geben), welches in der Stadt ge-
 halten wird und gemeiniglich einen halben Tag, zuweilen auch
 länger währet, je nachdem sich nur die gewöhnlichen Verchen
 und Wanderdäublein Jesu versammeln, oder etwann neue Evan-
 gelisten und Evangelistinnen, frischgeworbene Kreuzvölker und
 zehrende Blutmaden bey ihnen einkehren.“ Er könne sich
 übrigens mit seiner Frau sprachlich auch nicht mehr verstän-
 digen: er sei nicht mehr ihr Mann, wie sie umgekehrt auch
 nicht seine Frau mehr heißen wolle: „das lautet gottesläster-
 lich in ihren Ohren. Nach ihrer Sprache seyn wir nur zwey
 Ehnärlein und Ehlämmlein, welche das Lamm mit seinen
 Flammen zusammengewehet hat. Ihr rechter und nächster
 Mann ist der durchgekommene Bruder, der Bruder Lämmlein
 und das Herrlein der Närlein.“ Er sei fest entschlossen, ihr
 die Hausthüre zu schließen.

Es ist nicht zu leugnen: das Gemälde hat scharfe Linien
 und wirksame Farben. Bei einer hochgradigen religiösen Er-
 regtheit kommt die Versäumniß der Pflichten des praktischen
 Lebens häufig vor, und häuslicher Unfriede ist naturgemäße
 Folge. Etwas spezifisch Herrnhuterisches darf man darin nicht
 erblicken. Der gräßliche „Ordinarius“ mit seiner munteren,
 geschäftigen Natur, bei der es ihm schwer fiel, nichts zu thun,
 arbeitete mit einer seltenen Zähigkeit, und „was er einmal in

die Hand nahm, legte er nicht gerne beyseite, bis er damit fertig war. Er spannte dann alle Kräfte an und konnte auf diese Weise viel bereiten“. Wenn also in seiner Freundschaft Hang zum ziellosen Herumfahren und gar zum Quietismus sich zeigte, so war sein Beispiel daran unschuldig. Die Brüder haben sich auch oft durch heitere Gemüthsruhe und feste Treue in den Pflichten des weltlichen Berufes bemerkbar gemacht. Dem „Eidsgenossen“ lag es im Kopf, zu pasquillieren und durch einen Einzelfall das Urtheil über das Ganze bestimmen zu lassen.

In dem aber, was die Frau des N. N. sagt, findet sich manches Stück von thatsächlicher Wahrheit. Die gewöhnlichen Geistlichen Basels machten mit ihrem Lehrvortrag den Christen das Leben recht eigentlich sauer. Luthers Satz von der allein-seligmachenden Gnade war durch den andern von dem unerschütterlich fröhlichen Glauben an Gottes Liebe gemildert: das letztere Moment scheint damals in den reformierten Kreisen Oberdeutschlands wenig hervorgekehrt worden zu sein. An dessen Stelle stand ein dürrer Denkglaube oder gar die auf sich selber gestellte Vernunft, die an den Dogmen einft fruchtlos sich zerarbeitet und nun ihre Schwingen frei entfaltete. Ist der Rationalismus für die Bedeutung des Todes Christi jedes religiösen Verständnisses bar, und liebt er es, den Menschen immer von neuem in der kleinen Sphäre seiner Erkenntniß, wie ein geschwätziger Cicerone, herumzutreiben und ihn dann für's Praktische an die Adresse der Tugend zu verweisen: so bot der gefühlstiefe, mit dem verloren gegangenen Christus fast familiär vertraute Graf mancher suchenden Seele das, was sie lange vermißt, Wahrheit für das Herz, einen nahen Gott, einen gegenwärtigen Heiland. Aber die unstät flackernde Phantasie Binzendorfs, sein Hang zum süßlichen, tändelnden Sen-

timentalen, sein erschreckender Mangel an Nüchternheit in der Wahl der Bilder, welche das Unnennbare dem Menschengenuss vermitteln sollten, — all' das ließ ihn auf Schritt und Tritt arge Mißgriffe begehen, welche das geschärzte Auge der Gegner nicht übersehen konnte. Wir sind in den Anführungen aus der Anklage des N. N. diesem nicht bis dahin gefolgt, wo der Boden und der Ausdruck schlüpfrig werden, und wollen uns auch im Verlaufe der Darstellung der Decenz befleißigen, denn auch die religiöse Sprache hat eine solche. Davon nun schien der Ordinarius wenig zu wissen; das beweist die Art, wie er im Genaueren von dem vergossenen Blute des Erlösers, von dem Lamme Gottes, von dem Verhältniß der Ehegatten zu dem Bräutigam der Kirche sich zu äußern beliebte: Evangelisten und Apostel haben darüber doch in einem ganz anderen, würdigeren Stil geschrieben.

Spreng ließ sich nicht zweimal an sein Versprechen mahnen. In derselben Nummer der Wochenschrift erschienen zwei Stücke in poetischer Form, von denen wenigstens das eine wahrscheinlich aus seiner gewandten Feder geflossen war. Es ist einen Ton höher gehalten als der Aufsatz von N. N., bringt es aber gleichwohl über ein beredtes Anschwärzen nicht heraus. Unverblümt werden dem Grafen unsittliche Handlungen zugeschrieben. Das Meiste richtet sich gegen die „Seelenschwestern“,

„die von der Theosophie,
 von der Blutteologie,
 von der Welt Ortodogie,
 von der himmlischen Magie,
 von der Ehen Lotterie,
 von der reinen Harmonie,
 von dem innern Wort und Grunde,
 von der Seele Saft und Munde,

vom geheimen Perlenfunde,
von der Kirche Schlüsselbunde,
von der Ich- und Selbstenheit,
von der Ein- und Zweyheit Streit

* * * * *
Milch, Tinktur und Wabl der Gnade
bey Kaffee und Schokolade
aus der Selbstgelehrsamkeit,
ohne hinter'm Ohr zu kragen,
wie von Wind und Wetter schwagen."

Wird hier mit unverkennbarem Geschick die Herrnhuterei karikiert, so gilt das andere Stück dem Stifter derselben, der gleich in der Ueberschrift „der Heuchler“ genannt ist. Witz sucht man umsonst, der Verfasser, der sich als D. einführt, wollte nur schmähen. Da heißt es denn von dem Grafen:

„Er ist ein Teufelskerl in englischer Gestalt,

* * * * *
dem Pelze nach ein Schaf, ein Wolf doch in der Haut,
der immer nach dem Raub mit schielem Blicke schaut,
ein steter Larbennarr, sein eigner Götzempfeffe,
ein menschlich Ungeheu'r, des lieben Gottes Affe,
und Satans Skaramuz; nie sicher, nimmer froh,
ein Heilger in Sedez, ein Schelm in Folio."

Derartige Ausbrüche der Leidenschaft nur mit einer Zeile zu kommentieren, hieße ihnen viel zu viel Ehre anthun. Vermuthlich sind sie auf Seite derer, gegen welche sie gemünzt waren, ähnlich gewerthet worden.

Wenigstens ruhten die Angriffe des Blattes bis Mitte Juni. Nummer 24 begann das Kampfspiel von neuem. Es erschien als buchhändlerische Anzeige diese Novität: „Der quäckernde Stutzer von Z. * * * oder galante Ordensmeister vom Senfkorn, in einem Schauspiel aufgeführt.“

Herrnhagen 8°." Daraufhin will ein Partner der Zeitschrift von einem „Kreuzbruder“ brieflich bedroht worden sein. Das 25. Stück brachte als Leitdevise die Charakteristik Catilinas aus dem fünften Kapitel der Sallustischen Monographie: „Er stammet von hohem Hause, und besizet grosse Vorzüge des Geistes und Leibes, desto grösser aber ist die Bosheit und Verderbniß seines Herzens. Sein Dichten und Trachten von Jugend auf war nur, einheimische Trennungen und Unruhen anzurichten“ u. s. f. und applizierte dieselbe geradenwegs auf den „Catilina unserer Kirchen oder mährischen Afterpapst von Zinzendorf.“ Die Anklage beschränkte sich bereits nicht mehr auf die Basler Brüdergemeinde, sie ging auf die „zinzendorfschen Gräuel“ überhaupt. Als Beweisaften sind angeführt „herrnhutische Schriften und andere rechtmäßige Zeugnisse“.

Der Graf leite die Herkunft seines Geschlechtes aus der Schweiz: „ein würdiger Sohn des Erzwaters der Lüge!“ Er gebe sich als Lutheraner aus und verunglimpfe doch die lutherischen Pfarrer als „Wundenlästerer, Schwindelgeister, Vasallen der äußern Verfassung, als geistliche Fecht- und Tanzmeister“. Er kokettiere mit dem Papst und allen möglichen Bekenntnissen. Er sei ein Dieb: in Pennsylvanien habe er aus einem lutherischen Versammlungshause Kelch und Almosenkiste stehlen lassen; er stehle Menschen, um sie zu Herrnhutern zu machen. Er sei ein Schwindler: mit dem für die Mission zusammengebetelten Geld bezahle er seine Privatschulden; er schaffe davon für sich und die Seinen prächtige Kutschen an und lebe in Saus und Braus, „alldieweil die geringern Brüder oder auch Solche, welche ihm ihr Gut und Blut geopfert, ohne Lohn um die ärmlichste Kost arbeiten, oder den nothdürftigsten Unterhalt mit unerträglichem Schimpfe von Bauern- und Lakayengefinde erbetteln müssen, daß Einige von Schwärmuht

darüber von Sinnen gekommen und in der Tollsucht entsprungen seyn, oder sich gar zu Tode gegrämet haben.“ Er sei ein Betrüger: man denke nur an das „Taschenpiel mit dem Loose“, wobei der „Erzkreuzluftsprüngmacher“ sich persönlich bereichere. Seine Helfershelfer heißen hier „Kreuzluftkälber“; sein Sohn ein noch größerer Betrüger als der Vater. Der sei ein „Erzkuppler“, ein „Erzverführer“ — das Weitere entzieht sich der Fähigkeit, reproduziert zu werden.

Die obrigkeitliche Censur muß damals in Basel keine sehr strenge gewesen sein. Ein Staatsanwalt war noch nicht da, der über den confessionellen Frieden gewacht hätte. Vielleicht meinte der Censor, der Stand jener Artikelschreiber bürge bereits für den Anstand ihrer Worte. Zwölf Jahre später urtheilte der Basler Jsaak Iselin mit Bezug auf die Schwesterstadt Zürich: „Die Geistlichkeit ist allda noch angesehen — doch scheinen sie sich auch zu einer gewissen Niederträchtigkeit zu neigen.“ Und am 31. Mai 1768 meldete er einem Freunde: „Wir haben in der vorigen Woche den Dichter Spreng verloren. Der gute Mann hat bis zu seinem Ende übermäßig gelobt, übermäßig getadelt und unnatürliche Verse gemacht.“ Im Jahre 1750 ward in Basel allwöchentlich ein „neuer Gidsgenosse“ herausgegeben: der alte muß also nicht nach dem Geschmacke des Publikums gewesen sein.

Bevor auch wir Abschied von ihm nehmen, betrachten wir noch das das letzte Konterfei Zinzendorfs, welches im 26. Stücke desselben zu lesen steht. Als Verfasser stellt sich dießmal ein Laie dar, namens Peyer; es ist wohl derselbe, welcher 1749 der litterarischen Welt ein Bändchen „Deutsche Gedichte“ vorgelegt hat.

„So macht es Zinzendorf. Vier Pferde vor dem Wagen,
Zween Bursche hinten auf; das will was Großes sagen.

Ein lieblich scharfer Blick, des Körpers Majestät,
ein Mund, woraus ein Strom von Milch und Honig geht,
ein süßes Gegengift vor Buß- und Höllenscrecken
verrätth ein Grafenblut und einen Bischofsstecken.
Er lehret, was man will; die Liebe geht durchs Loos.
Da wird das Große klein, da wird das Kleine groß.
Gebt Acht! der Eifer wallt: Um seinen Freund zu preisen,
trägt er Gefahr und Sturm bey vielen Heidenreisen.
Wol, hochgebohrner Held, vollende deinen Lauf,
und bau zu Herrenhut ein neues Zion auf!
Du kannst, bringt Petersen ¹⁾ das Himmelreich auf Erden,
vielleicht bey deinem Freund ein andrer Fleuri werden.
Doch hör', Hochwürdiger, mich unterthän'gen Knecht,
mich armen Layen an. Mein Sorgen ist gerecht:
Wie bald macht Sturm und See Verkältung in den Därmen?
Wenn soll Abisag wohl den neuen David wärmen?"

Das erste Drittel dieser Zeilen verrätth unmittelbare Anschauung. Der Graf wird auch sonst als „ziemlich groß von Person“ geschildert; „in seiner Jugend war er schlank, wurde aber bey zunehmenden Jahren corpulent. . . Er hatte einen Herrengang, trug sein Haupt empor und sahe kaum auf den Weg, konnte auch das, was im Wege lag, kaum wahrnehmen; denn so scharf er in der Nähe sahe, so kurz war sein Gesicht.“ Daher reiste er nur so viel zu Fuß, als seine Gesundheit unbedingt erforderte. „Unter einer hohen Stirn,“ meldet ein anderer seiner Biographen, „blitzten kleine blaue Augen voll dunkeln Feuers und milder Freundlichkeit hervor. . . der Mund hatte etwas Feines, Vornehmes, Lieblichkeit mit Ernst vermischt. Die Stimme war männlich, angenehm, volltönend, zu dem vollkommensten Ausdruck geschickt, sowohl im Reden als im Singen. Die schwere Kunst, oder eigentlicher:

¹⁾ Johann Wilhelm Petersen (1649—1727), ein chiliastischer Pietist.

die zu dem Effect so wesentliche Gabe, den Accent zu legen, jede Stelle in ihrer Art zu sprechen und mit dem ihr eigenen Ausdruck des Anblicks, der Stimme und der gelegentlichen Bewegung des Körpers zu begleiten, ohne daß von dem allem etwas auffallend hervorstach, ohne daß er selbst darauf dachte, alles das lag in seinem Charakter. Leben, Seele, Harmonie bezeichneten alles, was er that. Wenn er einen Bischof weihte oder eine Ordination verrichtete und die Hand aufhob, den Segen des Herrn und der Kirche auf den Mann zu legen, so fuhr eine Bewegung durch die Gemeinde.“

In Basel mochte zu Anfang der fünfziger Jahre nur bei Wenigen ein solches Bild des Grafen sich eingedrückt haben. Die Obrigkeit war auch nicht eben thätig, für die Herrnhuter bessere Stimmung zu machen. Zinzendorf besuchte 1751, als er aus England zurückkam, die Schweiz; daß er damals Basel berührt, haben wir nicht finden können. Er war wohl von den Schmähungen des „Eidsgenossen“ und im Ferneren davon in Kenntniß gesetzt, daß ein dortiger Candidat, weil derselbe nach Herrenhag gegangen, der Anwartschaft auf eine geistliche Anstellung in dem Heimatkanton verlustig erklärt worden sei. Ein Jahr darauf mußte ein Pfarrer sich schriftlich verpflichten, mit der Basler Brüdergemeinde allen und jeden Verkehr abzubrechen. Zinzendorfs Sache war darum nicht verloren; einzelne Familien der Stadt ließen ihren Kindern zu Neuwied am Rheine eine Erziehung im Sinne der Herrnhuter angedeihen, und auf der Landschaft, so in Niehen, Benken, Muttenz, Waldenburg und Arisdorf, bildeten sich allmählig kleinere oder größere Konventikel.

Dritthalb Jahre vor seinem Hinschied — der siebenjährige Krieg setzte damals durch Mitteldeutschland — kam der Graf zum letzten Male nach Basel. Er betrachtete solche Reisen

als Ruhepausen von der Gemüthsarbeit in der Gemeinde zu Herrnhut, darin jedes Haus und jede einzelne Familie fortwährend ihn beschäftigte. Dießmal hatte er seine beiden Töchter, Elisabeth und die uns bereits bekannte Benigna, und den Schwiegerohn Johannes von Wattenwyl bei sich. Anfangs Oktober ging er von Basel, ohne sich dort weiter gesäumt zu haben, nach Montmirail, hierauf nach Genf, wo er auch nur fünf Tage verweilte. Auf dem Rückweg berührte er Lausanne, Montmirail und Bern und kam Ende November 1757 über Narau in Basel an. Obschon sein Aufenthalt daselbst auf höchstens drei Tage beschränkt war, konnten Freunde und Freundinnen von Mümpelgard, Mülhausen, Straßburg und andern Orten rechtzeitig sich einfinden. Sie waren von religiösem Interesse getrieben. Der Mann, dessen Aufzeichnungen wir von nun an fast ausschließlich folgen, hatte, man möchte fast sagen, den wissenschaftlichen Wunsch, „diese so seltsame Erscheinung in der moralischen Welt bei nahem zu sehen. Das vile Große und Wunderbare, so ich von ihm gehöret, gab mir von demselben einen großen Begriff.“

Isaak Iselin, seit dem 22. Januar 1756 Rathschreiber der Republik Basel, auf der Universität und in Paris tüchtig für die Jurisprudenz und allgemein gebildet, und seither unablässig mit seiner Selbsterziehung zu Tugend und Weisheit beschäftigt, besaß von Haus aus keinerlei Neigung zur Frömmigkeit des Pietismus. Den öffentlichen Gottesdienst besuchte er mit rührender Gewissenhaftigkeit, ohne dadurch sehr gefördert werden; er fand sich wohler bei geschichtsphilosophischen Studien und im Kreise von gleichgesinnten Freunden. Zinzendorf war für ihn eine Erscheinung, an welcher kein tiefer gebildeter Staatsmann mit Geringschätzung vorübergehen durfte. Vor blinder Hingebung bewahrte ihn ein gutes Stück angeborener

Skepsis und das warme Vertrauen zu den Wegen, welche er selbst einschlug, um die Welt zu verbessern. Es galt ihm, den Grafen scharf zu beobachten, um hinter seine Kunst, oder doch hinter sein Wesen zu kommen und daraus für sich zu lernen.

Das Haupt derjenigen städtischen Behörde, welche in Fragen „über Schulden, Erb und Eigen“ innerhalb einer gewissen Kompetenz zu entscheiden hatte, Schultheiß Emanuel Wolleb (1706—1788), ein litterarisch vielfach thätiger Freund Jselins, war seit dreißig Jahren mit dem Ordinarius der Brüdergemeinde bekannt. An diesen machte sich der Rathschreiber sogleich, als die Märe sich verbreitete, der Graf sei in den Mauern Basels abgestiegen. Donnerstag den 24. November 1757 sprachen denn die Beiden bei ihm vor und wurden sehr freundlich empfangen.

„Dieser merkwürdige Mann,“ referiert nun Jselin in seinem handschriftlich erhaltenen Tagebuche, „ist sehr ansehnlich. Sein Betragen ist anständig. Sein Anblick lieblich. Aus allem leuchtet bei ihm etwas nicht gemeines hervor. Seine Rede ist sehr lieblich. Die Bilder und Ausdrückungen, deren er sich, seine Gedanken zu eröffnen, bedient, sein meistens, so vil ich gehöret, groß und erhaben, aber mit einer edeln Einfalt. In dem Augenblicke bemeistert er sich des Vertrauens, der Freundschaft und der Bewundrung. Man muß sehr auf seiner Hut sein, wenn man ihn beurteilen will. Er sagt meistens so natürliche, vortrefliche und wahre Sachen, daß auch das Paradoxe und Verwirrte, so ihm bisweilen entfährt, einen beinahe verführte, solches ganz richtig zu glauben. Er versteiget sich, wie es scheint, bisweilen. Vielleicht macht er sich mit Fleiße dann und wann unverständlich. Dieses ist das Mittel, sich von den Leuten bewundern zu machen, die das wahre einfältige Schöne und Große zu empfinden nicht fähig

sein. Man höret aus seinen Reden, daß er eine große und tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens besizzet. Ohne dieselbe hätte er auch so große Sachen nicht ausführen können.“

Das Bild des Grafen erhält einige neue Lichter durch den Brief, welchen Iselin am 4. Dezember seinem Freunde Frey schrieb, der in seiner Eigenschaft als französischer Regimentshauptmann damals nach Calvi (an der Nordwestküste von Corsica) ziehen und von dort aus Benedikt XIV. in Rom sehen wollte. „Si vous allés baiser les pieds de Sa Sainteté, j'ai fait sans bouger d'ici la connaissance d'un homme pour le moins aussi saint et aussi politique qu'aucun des serviteurs des serviteurs de Dieu... Le Comte de Zinzendorf... a passé par ici il y a dix jours... Je puis dire que j'ai vu en lui un homme de talens admirables et d'un genie superieur. Sa figure, sa physiognomie, son port l'annoncent comme tel. Il parle avec beaucoup de force, d'agrément et de facilité... Je ne doute pas qu'il n'aye des genres d'éloquence à part pour les differents genies avec lesquels il a affaire. Au moins nous parlait-il tout autrement qu'il ne preche à ses ouailles.“

Der Basler Gelehrte suchte, da doch ein Tagebuch am besten seinen Zweck erfüllt, wenn es einer Werkstatt und nicht einem Magazin zur Unterbringung von Rohmaterial gleicht, mit dem sonderbaren Heiligen sich auseinanderzusetzen. Der Graf hatte bereits 1734, als er sich entschloß, in den geistlichen Stand einzutreten, in Gedanken allem entsagt, was ihn an seiner Lebensaufgabe hindern könnte, und dann 1756, wo sein älterer Bruder, Friedrich Christian, mit Tod abging und Seniorat und Lehen ihm anheimfiel, beides seinem Neffen, Ludwig Friedrich Julius, dem spätern Staatsmann in Oesterreichs Diensten, abgetreten. Er machte so, äußerte der

Graf, dem Vetter „sein Glück noch größer, und sich entledige er einer Last und solcher Lehenleute, die so vornehm als er, velleichte böse gewesen wären, unter einem Pfaffen zu stehen.“ Nselin fand in folgender Betrachtung für seine Begriffswelt Aufschluß. „Seine Herkunft und sein Genie bestimmten ihn zu großen Sachen und die Menschen zu beherrschen. Er war aber velleichte durch einen erhabnen Fehler allzugroß, die ihm durch die Geburt zuge dachte Größe, die ihm so leicht war zu behaupten, anzunehmen. Er wäre, wenn er auch des größten Königs Staatsminister geworden, nur ein Untergebner und nur das gewesen, was so vile andre. Ein besondrer Zufall, oder sein großer Geist, oder beides zusammen, veranlaßten ihn, einer Größe nachzutrachten, die sein eignes Geschöpf wäre, und sich ein Reich zu formieren, dem keine Alpen, keine Flüsse, keine Meere und keine Traktate Gränzen sezzzen könnten. Er erwarb sich also die Beherrschung der Herzen und dieses durch die Religion, oder, ich will es nicht entscheiden, durch den Schein derselben. Er hatte zu iener alle Gaben und wußte, daß diese sicherste Feder der Gemüther sei. Die Verderbniß, die sich in alle herrschende Kirchen mehr als zu häufig eingeschlichen hatte, gab ihm eine gute Gelegenheit dazu, die guten Seelen an sich zu ziehen, die billig beßers wünschten. Daher ist seine Größe entstanden und daher beherrschet er in Deutschland, Engelland, in der Schweiz, in Holland, und sogar in Amerika und Egipten mehr Seelen durch Klugheit und Liebe, als mancher König durch Zwang.“

Etwa siebzehn Jahre später hat Goethe von dem Problem welches in dem Begriff eines Religionsstifters liegt, durch poetische Darstellung die Seele befreit. Ist das Bild Zinzendorfs, wie Fräulein Klettenberg direkt und Stilling indirekt es reflektierten, in seiner Phantasie produktiv gewesen? Bei Goethe,

findet die Klugheit, von der Jselin redet, keine Stelle. Der Dichter hat wohl richtiger geschaut oder geahnt, als der Geschichtsphilosoph.

Wovon war die Rede während des einstündigen Aufenthaltes bei dem Ordinarius? Zunächst von der Erziehung, welche im System Jselins eine so wichtige Stelle besitzt. Wollebs Tochter galt damals zu Basel als besonders wohlgebildete Dame, und wurde sie diesfalls gerühmt, so dachte man gewiß auch an die Arbeit des Vaters. Zinzendorf stimmte insofern bei, als er behauptete, die Philosophen erzögen insgemein ihre Kinder am besten, die Pfarrer aber und die Frommen meistens am schlechtesten. Dies keineswegs, weil letztere zu wenig Sorge denselben zuwendeten, sondern aus dem umgekehrten Grunde. „Eben weil diese Leute ihre Kinder mit scharfen Moralien und Censuren plagen, werden diese das Gute überdrüssig und im Schlimmen verhärtet. Er habe seine Kinder nie mit Predigten gequälet. Ihre Neigungen, die durch die Hindernisse nur stärker werden, habe er nie mit Härte gehemmet.“ Und nun folgte ein Stück Erziehungsgeschichte, deren Heldin die uns schon bekannte Benigna gewesen. Die besaß als Kind einen sehr lebhaften Hang zum Bösen. Der Vater hielt sie darum nicht strenger, machte sich aber inzwischen zu ihrem Vertrauten, und wenn sie der bösen Neigung nicht zu widerstehen die Kraft hatte, so bezeigte er ihr darüber das rührendste Mitleid. Zwei Jahre lang setzte er diese Methode fort und fand darauf sein Kind völlig verändert. Und jetzt sei die Frau von Wattenwyl „so vortrefflich und wohlgeartet, als immer eines seiner andern Kinder“ und könne jene Erziehungsmaxime „gegen 4000 andre ausüben, denen sie nun vorstehe.“ 1740 nämlich hatte sie mit fünfzehn Jahren das Amt einer „Jungfernküsterin“ erhalten, und damals

war es, daß der Vater mit freudigem Zittern die Worte niederschrieb:

Tochter! o wie beugst du mich!
Denn ich muß es eben wagen,
Dir zu sagen,
Daß du (alles recht geschätzt)
So geräthst,
Wie ich in dem mährschen Tempel
Nur Ideen ohn' Exempel
Bis dahero hingesezt.

Der Graf äußerte sich überhaupt dahin, das Böse im Menschen verliere an Macht, wenn es nicht durch Widerstand immer von neuem angefrischt werde: ein Satz, dessen Richtigkeit Iselin wenigstens für die Jugendziehung nicht bestreiten wollte.

Kraft dieses Prinzipes, fuhr der andre fort, gehe er auch sehr gelinde mit dem Unglauben um. Er halte es für unpassend, einen zur Religion mit harten oder anhaltenden Reden zu bringen; sei doch jedem Gläubigen von Gott eine Stunde bestimmt, wo er zum Glauben gelange. In der Brüdergemeinde könne demnach jeder leben, der keinen sittlichen Anstoß gebe. Das sei das Fundament der Religion und Gutes thun die höchste Glückseligkeit.

Auch lange Predigten taugten nichts. „Er predigte alle Sonntage in London, aber auf das höchste eine halbe Stunde lang. Seine Predigt wird ihm allemal nachgeschrieben, und alsdann gelangt dieselbe in fünf Monaten von der Zeit, da solche gehalten worden, in Amerika, Grönland, Egipten und allerorten, zu allen Gemeinden. In Barbi ist ein Collegium von fünfzehn oder mehr Schreibern, die alle nichts thun, als solche Predigten und Ansprachen abschreiben, damit

solche in die ganze Welt verbreitet werden. Man braucht dazu Leute, die sonst zu nichts bessers tauglich wären. So geschieht es auch mit der Policei und andern Kirchenzuchtanstalten, und so werden dieselben durch die ganze Welt kundgetahn. Denen Gemeinden stehet frei, solche anzunehmen oder nicht.“ Und anläßlich dieser Einrichtung, welche Zinzendorf als das Werk seines Tochtermanns, des Herrn von Wattenwyl, bezeichnete, konnte Jselin nicht umhin, zu eigenen Händen die kritische Bemerkung beizufügen: „Wieder eine kluge Maxime, durch die man sichrer zu seinem Zwecke kömmt, als durch gebietrische Edikte.“

Welche Freiheit mit welcher Macht verschwifert! Und diese Macht und deren Entfaltung eine ausschließlich geistige! Der junge Wattenwyl, der von Zinzendorf als Sohn adoptierte Graf von Neuß, damals in Herrnhut Vorsteher des weltlichen Wesens oder der Policei, sie besaßen persönlich keinerlei Hab und Gut; Zinzendorf selber versicherte, er habe lange Jahre niemals hundert Thaler Vermögen gehabt: „es soll niemand sagen können, er habe mich reich gemacht!“ Nicht anders sein leiblicher Sohn Christian Renatus († 1752): der sei während seines Lebens nie über drei Bagen Herr gewesen! So solle es fürder gehalten werden. Er erachte, versicherte der Graf den beiden Baslern, „auch niemand seiner Nachkömmlinge, der sich anmaßen wollte, in der Welt Eigentum zu besitzen, für würdig und fähig, sich seines Wesens anzunehmen. Der Besitz von Gütern wirke Unterwürfigkeit. Die Häubter der Gemeinde müssen zwar aller Orten die Oberrigkeiten verehren und als Götter ansehen. Sie müssen denselben als solchen gehorchen. Unterwürfig sein aber müssen solche niemals. Allerorten aber müssen sie Gäste sein. Sobald es ihnen in einem Lande nicht gefalle, müssen sie weg-

gehen können.“ Das erinnert lebhaft an die Zeit des ersten Christenthums, als es den friedlichen Kampf mit den Herren der Welt aufnahm. Und hüben und drüben der auffällige Mangel jenes Stachels gegen die zu Recht bestehende Obrigkeit, der sonst bei revolutionären Bewegungen so selten fehlt. Zinzendorf „bezeugte eine große Ehrerbietung für den obrigkeitlichen Stand. Die habe er auch für einen Schneider, der in einem Dorfe Schulze oder Richter sei, wie vor einem Fürsten und noch mehr“. . . Das sei doch wohl im Grunde Hochmuth, meinte Schultheiß Wolleb. Nein, versicherte Zinzendorf, man habe von den Fürsten Schlimmeres zu fürchten, als von kleinen Magistraten!

Als die Audienz zu Ende war, hatte Iselin noch gar mancherlei auf dem Herzen, worüber er Aufklärung gewünscht. „Ich möchte,“ gesteht er sich selbst, „Herrenhut und Barbi und deren Einrichtungen in ihrer wahren Beschaffenheit sehen. Alsdann getraute ich mir die Sache zu entziffern. Indessen erlauben Liebe und Menschlichkeit nicht, zu urteilen über das, wovon man keine Einsicht hat.“ Vorläufig beschloß er, mit einem der beiden Reisebegleiter des Grafen, dem Engländer James Hutton, der noch ferner in der Schweiz blieb, Anknüpfungen zu suchen. Und zunächst übermittelte er dem Haupte der Herrenhuter diejenige Schrift, welche, 1755 in erster Auflage erschienen, ihn über die Grenze der Schweiz hinaus vortheilhaft bekannt gemacht und ihm den Beinamen „Menschenfreund“ eingetragen hatte, und erbat sich von ihm seine Ansicht über eben diese „Philosophischen und patriotischen Träume“. Noch am nämlichen Tage bekam er folgendes Billet, das wir hier in der ursprünglichen Form mittheilen wollen. Der Schreiber desselben bediente sich im geschäftlichen Verkehr der französischen Sprache so gern wie der

deutschen; in „Herzenssachen“ aber zog er letztere vor, weil er darin sich besser ausdrücken konnte.

„a Bâle ce 28. Nov. 1757.

Je ne prends ni le titre de Comte de Zinzendorf ni celui de Comte depuis que je suis ecclesiastique, come il n'y a rien d'extraordinaire en cela, on m'oblige infiniment de m'epargner l'un et l'autre, Je suis un home a peu pres digne d'être reçu dans la famille du Menschenfreund donc j'honore trop le caractere, et meme le nom, pour ne pas ambitionner de m'en parer. Au reste vous trouveres bien Monsieur que ce petit billet ne signifie autre chose, qu'un simple reçu.

Ce que vous me commandes, requiert un peu plus de tems, puisque vous me demandes mes sentimens relativement à la piece, que vous m'aves fait le plaisir de m'envoyer. come on assure que cest un present, je ne me presserai pas tant de m'y mettre, mais ce sera au pr. jour. on ne peut etre plus touché Monsieur de votre condescendance come de votre merite personel, que je le suis, vous honorant tres parfaitement.

Mes respectueuses attentions

sil vous plait à Mr. l'avoyer.“

L. [nicht zu entziffern.]

Es läßt sich denken, wie gespannt der junge Basler Gelehrte dem Augenblick entgegenharrte, der ihm die Ansicht des so berühmten ältern Mannes über seine bisher bedeutendste litterarische Publikation brachte. Hatte er doch in den „Träumen“ auch der Religion einen Abschnitt gewidmet und durfte derselbe neben einzelnen Aeußerungen des Ordinarius über den eigentlichen Charakter des Christenthums sich ganz wohl sehen lassen. Gleich am folgenden Tage ward ihm von der Hand

jenes das Schreiben übergeben, welches wir hier unverändert mittheilen, weil es in mehr als einer Hinsicht ungemein charakteristische Züge bietet.

„Ohne alle Maßgebung, auf Begehren.

Die Idee v. der religion ist im Grund Punkte ganz. Und nichts dagegen zu sagen, noch zu haben.

Es sind auch die philosophischen Nexus, damit wir Brüder ungern debutiren, mit den eigenen Worten der Schrift vorgetragen.

Doch kan mit Schriftworten nicht ausgesprochen w. daß der Schöpfer aller Dinge seinen Sohn gesant hat. Er hat keinen Göttlichen Sohn. Er war unser aller Vater aber nun ist er Bruder, und sein Vater ist unser Vater.

Es läßt sich aber doch defendieren, daß er als eine Person der Gottheit sich sein partout selber gegeben, denn es heißt ia, Er versöhnte die Welt mit sich selbst. Der Mißverstand fällt gleich weg, sobald man statt Schöpfer Gott sagt, denn darunter wird die Heilige Dreyeinigkeit und wenn dann Sohn contra distinguirt Pater et Spirit. verstanden.

p. 179 ist das erste wort l. 3 ein druckfehler. Der Heiland ist uns gemacht zur Weisheit quia zu allem in Allem, damit man in keinem Theil weit zu gehen habe, Wenn aber die H. Schrift ein Weisheitswerk ist, wirkt sie (soviel man in diesem Göttl. aber einfältigen, ja allereinfältigsten Buch unsre heutigen Schlußregeln befolgen kan) vor ordinair alle mahl den H. Geist in Person, u. so nennet er sich selbst, wann er die Handreichung, die er dem Worte geleistet hat, bei der Schöpfung der Welt selber erzehlt. Da er sich vom Logo (Wor t sagt kein Bruder als κατ'ανδρωπον) ausdrückl. distinct placiert. Alles was der edle und liebe Autor vom Pabst, dem damals sogenannten servo servorum Dei schreibt, ist

wahr und fait. Aber der heutige Papst ist in factu (quicquid dicant Romani, Schismatici et haeretici uno ore) ein viel eingeschränkterer Consistorialpräsident als der Erzbischof von Upsala! Und ein zartes und inniges gewissen wohnt gewis zu Rom sicherer und unangefochtener als in mancher Protestantischen Stadt.

Ein Dremläser komt nicht so gut fort im Pabstum als bey Uns, weil die Röm. Fürsten entweder nicht so lustig sind, als unsre, oder wirklich ihre Divertissement mit der Schwärmerey nicht so weit treiben können, als ein Protestantischer magnate.

Das ist alles, was ich auch nur beizufügen wüste.

rat. stili Habe ich das Glük nicht, von des Geehrten Autoris Seite zu seyn. Ich protestier gegen die pure teütschheit des 18ten seculi so herzl. als gegen die Bundtheit des 17ten.

Es fehlt uns wenigstens an 300 Worten und Redensarten, die man entweder gar nicht hat, auch nicht haben kan, wenn man die nächste 20 Leser will verstanden seyn [so!], oder die man zwar hat, aber nicht mit der force der angenommenen worte. nam verba valent sicut nummi.

ich bin darin ganz Englisch, die gewis ein aethiopisches wort adoptieren und allenfalls mit einer Englischen Endung naturalisieren, wenn es nur einen Sensus besser ausdrückt, als zeither in der Muttersprache geschehen.

Basel am 25. Nov. 57.

L. o.“ [fratrum?]

Bevor Zinzendorf von Basel sich entfernte, ließ er dem Adressaten des Briefes seinen Wunsch eröffnen, er möge ihm bekannt geben, wie er zu der darin enthaltenen Entgegnung sich stelle? Jselin hatte in den letzten Novembertagen noch mehrere Unterredungen mit Hutton, dem vorhin genannten Freunde des Grafen.

Ich gestehe: dieser Londoner Hutton hat mein Interesse

deshalb in nicht geringem Maße geweckt, weil er um die Mitte des vorigen Jahrhunderts als Sendbote der Herrnhuter auf schweizerischem Boden offenbar eine ganz bedeutende Rolle gespielt haben muß. Er scheint durch Zinzendorf bei seinem Aufenthalt in England der Brüdergemeinde gewonnen zu sein. Von seiner Thätigkeit für dieselbe zeugt die Herausgabe einer apologetischen Schrift des Grafen, deren deutscher Titel lautet: „Eine Erklärung oder die rechte Beschaffenheit der Dinge, welche man in England gegen das unter dem Namen der Brüderunität bekannte Volk eingewendet hat.“ 1755 schrieb er eine objektiv gehaltene Abhandlung wider die Schmähungen, welche britischerseits auf die Herrnhuter gemacht wurden. Bischof Spangenberg nennt ihn einen „verständigen, wahrheitsliebenden und aufrichtigen Mann“, der „mit dem Grafen in vieljähriger vertrauter Bekanntschaft gestanden und sieben Jahre lang beständig um ihn gewesen sei.“ Dieser traf ihn im November 1757 zu Lausanne, wo er sich längere Zeit aufgehalten hatte, und nahm ihn mit nach Basel. Ende 1757 verkehrte er in Brugg mit Dr. J. G. Zimmermann und in Königsfelden häufig mit Hofmeister Escherner, dem Vater Niklaus Emanuels und Vincenz Bernhards. „Von Herrnhutereyen haben wir nichts gesprochen,“ schrieb Zimmermann an Iselin am 18. Januar 1758, „diese Secte muß doch so ungereimt nicht seyn, weil ein solcher Mann wie Hutton sich derselben ergeben kann: das ist der gutmütigste Mann, den ich jemals gesehen!“ 1760 befand er sich zu Genf, im Herbst 1761 bei Hans Kaspar und Salomon Hirzel in Zürich, wo er auch mit dem Freunde der dortigen Herrnhuter, dem Pfarrer Johann Kaspar Ulrich, u. a. vielfältigen Umgang hatte. Iselin seinerseits unterhielt mit dem wandernden Apostel eine ziemlich lebhafte Korrespondenz, welche

wenigstens bis 1762 verfolgt werden kann. Im August dieses Jahres hat er Basel neuerdings besucht.

Die erste nähere Bekanntschaft Iselins mit Hutton datirt vom 26. November 1757. Damals besuchte der Herrnhuter den „Menschenfreund“, und das Gespräch berührte einen Punkt um den andern im zinzendorfischen Lehren und Wirken. Die Religion, hatte der Graf hingeworfen, sei in ihrem Wesen äußerst einfach: in zwei Zeilen lasse sich ihr Inbegriff fassen, und ein vierjähriges Kind in Herrnhut wisse von demselben so viel als der Ordinarius. Der Rathschreiber trug billig den Wunsch vor, darüber belehrt zu werden. Hutton bedeutete ihm in dieser Weise: es sei zu glauben, daß Jesus Christus, Gottes Sohn, gekommen, uns zu erlösen, wir müßten ihn über alles lieben und unsern Nächsten nicht minder. Dieser Glauben, im Gemüthe lebendig und wirksam geworden, mache das ganze Christenthum aus. Er könne nicht von den guten Werken unterschieden werden, weßhalb die Brüdergemeinde denn auch von diesen keinen weitem Lehrbegriff aufstelle. Er wirke sie, wie das Feuer die Wärme. Der wahre Gläubige brauche folglich wegen der guten Werke auch nicht besorgt zu sein: die ergäben sich von selber. Das Schlimme sei nur, daß viele Leute sich überredeten, den Glauben zu haben, während doch jeder Beweis dafür ihnen gebreche. Die christliche Freiheit bestehe darin, daß die guten Werke ohne Zwang und ohne Bemühung aus dem Glauben fließen. Es sei gänzlich falsch, was die Gegner der Brüder ihnen nachsagten, daß man nämlich bei ihnen thun könne, was man wolle: so wäre ja die evangelische Freiheit in eine fleischliche verkehrt! Er stelle es nicht in Abrede, dergleichen Irrthümer hätten auch bei Herrnhutern sich eingenistet — allein die Gemeinde als solche könne nichts dafür, sie thue alles, um Unordnungen vorzubeugen.

Wer Herrnhut gesehen und die Wahrheit reden wolle, werde nicht sagen können, daß allda das geringste Unanständige und Unordentliche geduldet werde. Wenn der König von Preußen in die Welt hinausgeschrieben, die Brüder hätten die Gemeinschaft der Weiber eingeführt, so sei das innigst zu bedauern; wären sie solche Ungeheuer, dann verdiente Friedrich selber keine glimpflichere Bezeichnung, weil er sie in seinem Staate dulde. Ein gleich unbefonnenes und verwegenes Urtheil habe der König indessen auch über die Reformation geäußert. Der Schriftsteller, wer er auch sei, sollte so viel Großmüthigkeit besitzen, um nicht jedem beliebigen Einfall Ausdruck zu geben; er müßte bedenken, wie viel Ungerechtigkeit aus solchem Leichtsinne mit der Zeit sich entwickeln könne. Ebenso entbehre die Rede, als wollten sie alle Erweckten nach Herrnhut ziehen, jedweder Begründung: so ungereimt dächten sie nicht, ein so eingeschränkter Segen ihrer Arbeit wäre ihnen auch viel zu gering. Die Erweckten könnten sich aufhalten, wo es ihnen beliebe. Auch außer ihrer Gemeinschaft gäbe es so gute und so fromme Leute, als in derselben, und er möchte nicht dafür stehen, daß alle Glieder ihrer Societät aufrichtig seien.

Jfelin müßte nicht der grundehrliche Wahrheitsfreund, der er war, gewesen sein, wenn Hutton ihm weniger gefallen hätte. Mit vielem Vergnügen bemerkte er bei diesem „sehr artigen, gescheiden und aufrichtigen Mann“ auch einen guten Geschmack in den schönen Wissenschaften und einen bezaubernden Umgangston. „Weder er noch der Graf,“ urtheilte er, „haben nichts Trübes, nichts Finsteres an sich. Sie scheinen von aller Kopfhängerei weit entfernt. Sie sein angenehme, belebte und einnehmende Menschen.“

Der Graf selber hatte zwei Tage früher den Satz ausgesprochen: es sei jedem Menschen eine Stunde bestimmt, wo

er zum Glauben gelange. Für den Verfasser der „Träume“ war diese Stunde noch nicht gekommen in dem Sinne, daß er nun etwa Herrnhuter geworden. Mitten in den anerkennendsten Urtheilen über die beiden Männer überkommt ihn der Zweifel. „Von denen Absichten und geheimen Neigungen des Grafen kann ich nicht reden. Dieselben sein der Welt verdächtig. Ich gestehe, daß solche mir zweifelhaft sein. Ich höre so viel Schlimmes.“ Und mit Bezug auf die beiden: „Sein sie aufrichtig? Sein sie rechtschaffen? Sein sie verstellte? Sein sie Betrüger? — Gott weiß es.“ Haben wir schon früher bei dem Rathschreiber einen Hang zur Skepsis wahrgenommen und zeigt sich dieser hier recht augenfällig darin, daß er am Inhalt des Zweifels wieder zweifelt, so erfordert die Billigkeit, hier noch den wohlwollenden Menschen- und Geschichtskenner zum Worte kommen zu lassen. Wenn auch all’ das Schlimme, das man von Herrnhut sagt, wahr wäre, so beruhigt er sich schließlich: „muß solches alles von dem Grafen kommen? Ich kann es unmöglich für wahrscheinlich halten. Der Graf hat große Fähigkeiten. Wehe ihm, wenn er sie übel anwendet. Es ist ewig Schade!“

In einem Stücke war Iselin unerschütterlicher Bewunderer Zinzendorfs. Er galt ihm als Staatsmann ohne Gleichen. „Cet homme,“ schrieb er an den Herzensfreund Frey, „a établi une espece de nouvelle republique à Herrenhut à laquelle il a donné des loix en vrai Lycourg; il gouverne peut-être 50 eglises dispersées en Allemagne, en Angleterre, en Amerique, en Egypte, en Grœnlande et Dieu sçait ou, aussi despotiquement, que jamais Pontife n’a gouverné le monde catholique. Il a créé lui-même tout son empire — et il le conserve avec une politique aussi profonde qu’un Richelieu ou un Mazarin gouverne-

roit un état. Il fait fleurir l'industrie, le commerce et les arts à Herrenhut comme le feroit un Colbert. Il ramasse partout des dons gratuits, aussi et plus sûrs que des impôts, les frais qu'exigent ses établissemens, et toute l'Europe protestante s'est rendu tributaire à lui à cet égard.“

Andererseits möchte er den Wunsch des Grafen vom 25. November nicht unerfüllt lassen. Er erachtete es wohl auch als eine Pflicht der Offenheit, seine religiöse Stellung zu Herrnhut in Kürze zu umschreiben. Seine „an den Herren ordinarium Fratrum Herrn Grafen von Zinzendorf“ adressierte Antwort vom 1. Dezember bietet nicht bloß persönliches Interesse: Jerusalem, Spalding, Garve, Eberhard und ein guter Theil der Popularphilosophen und Aufklärungstheologen des damaligen Deutschlands standen im Grund auf ganz demselben Boden. Was Jselin an den mitunter entschieden ungesunden Ländeleien des Herrnhuter Gesangbuchs aussetzte, berühren wir aus oben angeführten Gründen nicht; er meinte mit Recht, Zinzendorfs, in folgenden Strophen bestimmter Standpunkt:

Würde mir geleet für
Ich soll von beiden wählen aus,
Wenn ich wüßt, daß eins sein müßt,
So wählte ich mir dieses draus:
Lieber noch in Fantasie
Stehn als in Philosophie!
Fühlen wird durch Prüfung just;
Raisonnieren bringt Verlust

sei eben ein rein subjektiver. Der anderweitige Briefinhalt aber lautet so:

„Ich bin denenselben für dero gütigst mitgetheilte Gedanken

über meine Begriffe von der Religion höchst verbunden. In der Bildung dieses Systems habe ich das Evangelium und die Schrift zu meiner Richtschnur genommen. Daher kommt es ohne Zweifel alleine, daß dieselben, welches mich sehr freut, in dem Grundpunkte ganz und gar nichts dagegen zu sagen finden.

Ev. Hochwürden halten nichts auf der Anwendung des philosophischen und historischen Zusammenhangs — Ich kann aber nichts anders gedenken, als daß Gott, die ewige und heilige Quelle so wol der gesunden Vernunft als der Offenbarung, zwischen beiden eine freundschaftliche und unzertrennliche Einheit festgestellet habe. Mit dem philosophischen Zusammenhange ist der historische genau verknüpft. Allein enthaltne Begebenheiten der historischen Bücher der H. Schrift sein in meinen Augen so viele Grundstücke, einen zusammen hangenden Beweis der Wahrheit der christlichen Religion daraus zu ziehen. Meines schwachen Erachtens wäre der Canon des alten Testaments sonst unnütze. Ich glaube aber, dieser ist deswegen auf unsre Gemeind des neuen Bundes fortgepflanzt worden, damit die gesunde Vernunft daraus die Wahrheit der in dem Canon des neuen Testaments enthaltenen Schriften erkennen lernen solle.

Was sie wegen Ihrer Lehre von der H. Dreieinigkeit die Güte haben in Ihrem Schreiben an mich zu berühren, verstehe ich nicht. Ich glaube, daß auch die größten Gottesgelehrten diese Materie nicht verstehen, wenn schon der selig. Ganz [ein lutherischer Theologe] dieselbe mathematisch demonstriert hat. Es ist mir also darüber nichts erlaubt, als ein Heiliges und frommes Schweigen.

Was Ev. Hochwürden von dem Verfolgungsgeiste, der in lutherischen und reformierten Stätten hin und her herrschet, sagen, ist leider nur allzuwahr. Ich verabscheue nichts so sehr. Mein Gewissen giebt mir und meine Freunde werden mir das

Zeugniß nicht versagen können, wie sehr ich bei solchen Anlässen so wol den Irrtum der Verfolger als der Verfolgten ihren besetzet.

In der Sprache bin ich eben kein Puriste. Ich bediene mich aber lieber allezeit ursprünglich deutscher als fremder Worte. Ich bin ein Liebhaber von einer reinen, edeln und einfältigen Schreibart. Ich halte dafür, daß der Mensch darinne seine Gemüths- und Denkungsart, die auch so beschaffen sein sollen, unbemerkt abschildert.

Ich habe verschiedene Male das Vergnügen gehabt, Herrn Hutton zu sehen. Die angenehmen Stunden, die ich mit demselben zugebracht, habe ich meistens angewandt, mir von den Einrichtungen der Unität der Brüder eine zuverlässige Kenntniß zu erwerben. Er hat mir auch die in das Herrliburgerische Werk bestimmte Beschreibung derselben zu lesen gegeben. Ich habe vieles von demselben gehört und in besagtem Werkgen gefunden, die mir sehr wol gefallen. Nach reiffer Erwägung aber aller dieser Sachen finde ich dennoch, daß unsere Leute in unserer Kirche vil besser tähten, ohne sich in äußere und entfernte und unnöthige Einrichtungen einzulassen, nach dem Geiste des Evangelii zu glauben und zu leben. Ich halte dafür, die wahre Kirche sei keine äußerliche, sondern eine unsichtbare und verborgene Gemeinschaft derer, die evangelischen Sinnes und Wandels sein. Sie ist an keine Concordienformel und keinen Consensus und an keinen Zeisterfinodus gebunden. Die äußerliche Uebereinstimmung ist nur eine Erfordernis der Policei und der guten Ordnung im Staate."

Zinzendorf hat dieses Schreiben vielleicht zu Obersdorf im Bogtland erhalten, wo er nach der recht beschwerlichen Reise am 9. Dezember eingetroffen war. Weiteren Verkehr mit ihm scheint der Rathschreiber nicht gepflegt zu haben: den

Basler hatte die religiöse Bewegung des Herrnhuterthums als solche kaum tiefer berührt. Er war gewohnt, die Glückseligkeit der Menschen durch andre Faktoren zu konstruieren, als der Graf, und wenn beide hin und wieder auch zusammenstimmten, so betraf das doch keineswegs grundlegende Begriffe.

Bald nach der Reise wurde Zinzendorf von einer gefährlichen Krankheit befallen, und zwei Jahre später, Ende Mai 1760, entschlief er in Herrnhut. Die Losung des Tages hieß: „Er wird seine Ernte fröhlich einbringen mit Lob und Dank.“ Als die Kunde von seinem Hingang in das Dorf Riehen bei Basel gelangte, waren die Leute daselbst gerade mit dem Schneiden des Getreides beschäftigt. Sie verließen das Feld unter lautem Wehklagen und versammelten sich dann, um Gott für den Segen zu danken, welchen er durch den nun heimberufenen Ordinarius in der Christenheit gewirkt habe.

Für die im ganzen Kanton und in der Schweiz zerstreuten Glieder der Unität aber brachen nach und nach ruhigere Tage an. Mehr und mehr fanden sie Anerkennung wegen ihrer schlichten, ernstgemeinten Frömmigkeit, die sie gar sehr unterschied von dem unlautern Treiben der mit ihnen gleichzeitig aufgetretenen kirchenseindlichen Sektierer.